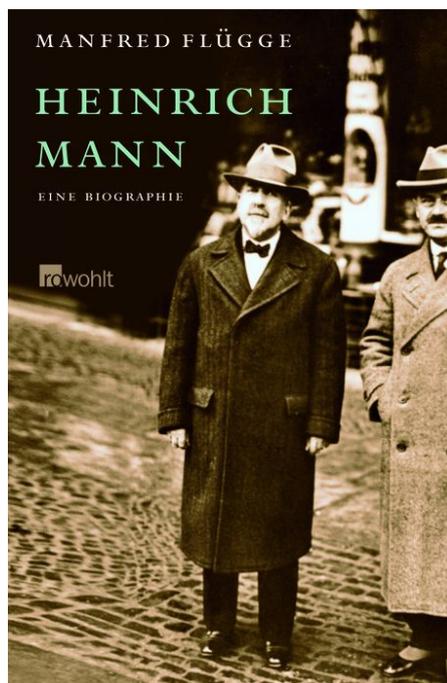


Leseprobe aus:

**Manfred Flügge**

**Heinrich Mann**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

# 1 WERDEJAHRE

## Traumwelten

Woher mochte er das Wort haben, aus einem Buch, aus der Zeitung oder aus einem Gespräch der Hausgäste? Es amüsierte ihn und blieb haften, beschäftigte seine Phantasie. *Apart* hieß das Wort, das über dem allerersten Text stand. In ihm lag ein Lebensgefühl, eine Attitüde, das Motto einer Existenz: *à part* – für sich, am Rande, besonders, abseitig. Alles kam sanft ironisch und etwas übermütig daher in dieser «Novellete», und doch war es die Geschichte einer Absonderung, die im Untergang endete.

Graf Anatol Vernier war «von Jugend auf ein etwas sonderbarer Mensch – *à part* nannte man ihn». Er hatte die oberflächliche Bildung, die dem «schönsten Kavalier von Paris» geziemt, und lebte von der Aussicht auf ein großes Erbe. Das Leben selbst reizte ihn nicht. Er überließ sich dem Strom des geselligen Treibens, nicht aus Daseinsfreude, denn «sein Wesen war ein eigentümlich totes, gleichgültig gegen die ganze Gesellschaft, gegen seine Umgebung, gegen das ganze Leben». Und relativ gleichgültig verstrickte er sich in Liebeshändel, die mit einem Duell endeten, einem «amerikanischen», wie es hieß, das aber kein Duell war, sondern ein Sturz aus einem Heißluftballon auf die Champs-Élysées. «Jedenfalls ein sehr aparter Tod!»

Dieser kleine Text, den auch die Mutter las und verzückt kommentierte («fabelhaft!»), ist die literarische Geburtsurkunde des Autors Heinrich Mann. Der 15-Jährige hatte eine exzentrische Figur erdacht, die in der Fremde lebte, in der großen Welt, fernab der soliden Handelsstadt, die seine Heimat war.

Als er 13 war, ließen ihn die Eltern von Lübeck mit dem Dampfschiff

*Newa* nach Sankt Petersburg reisen. Dort lebte ein Onkel, dessen Firma ihr 25-jähriges Jubiläum feierte. Wahrscheinlich wollte Senator Mann seinem Heinrich die guten Seiten des Kaufmannsberufs zeigen, ihn auf eine Lehrzeit im Ausland vorbereiten; doch Heinrich lernte vor allem die Lust am Reisen. Sein Tagebuch von den zwei Wochen in Sankt Petersburg ist der erste erhaltene Text von ihm. Heinrich war ein aufmerksamer Tourist, ihn reizten die Zeugnisse aus dem Leben der Zaren, aber auch die Bilder in der Eremitage. Eine Ansichtskarte von der Isaakskirche hat er sein Leben lang aufbewahrt. Ein Jahr später, 1885, nahm er das Tagebuch wieder vor und verbesserte einige Passagen stilistisch. Der literarische Ehrgeiz war erwacht.

Die Ferne reizte ihn, regte ihn an. Und seine eigene Stadt? In einem Brief vom Mai 1889 schrieb der 18-Jährige «Phantasieen über meine Vaterstadt L.»: «Ich kann es zur Ehre meiner Vaterstadt sagen – dieselbe riecht wahrhaft wohlhabend, stinkt sozusagen behäbig.» Fremde nähmen «mehr oder weniger beleidigenden Unwohlgeruch» wahr, es sei aber kein «gewöhnlicher Gestank», sondern «ein Millionengestank». Zwar gäbe es ein Theater, das verdächtig nah an der Börse liege, doch die Männer interessierten sich nur für die Schauspielerinnen. Für so etwas Abgestandenes und Unpraktisches wie Poesie und Literatur hätten die Bürger keine Zeit. Börse oder Theater, Geschäft oder Literatur, das schien hier die Wahl zu sein. Jahrzehnte später, als etablierter Autor schon, hat er eine Kinderphantasie festgehalten, die sich um diesen Gegensatz drehte, ein wahres Drama der Einbildungskraft.

«Herr Gewert war ein schöner Mann, schwarzhaarig und bleich.» Trotz jugendlicher Gestalt war er leicht füllig, und er benahm sich anders als die Herren der Gesellschaft. «Er war der Sohn der Blumenfrau und er spielte im Stadttheater mit.» Das Stadttheater konnte der Junge aus der Ecke seines Fensters erkennen, es fiel auf, denn es war größer als die anderen Häuser. Aber welche Dinge geschahen dort zu später Stunde, wenn die Kinder schliefen? Mine, das Kindermädchen vom Lande, konnte es ihm nicht recht erklären. Das Rätsel beschäftigte seine Einbildung, erzeugte düstere nächtliche Visionen. Gegen die gesteigerte Spannung und große Erregung half nur ein Theaterbesuch mit den Eltern. Der störrische Kna-

be wollte aber nicht die Aufführung irgendeines Stücks sehen: «Ich will Herrn Gewert sehn!», rief er laut in den Saal hinein. Als der Bube ihn endlich auf der Bühne entdeckt hatte, wurden seine nächtlichen Phantasien wieder wach, und er verstand, dass Herr Gewert zu einer anderen Sphäre gehörte: «Er war ein verwegener, dabei düsterer Mann. Abenteuer und Märchen hatten ihn begleitet.»

Das Kind steigerte sich in eine Wahnvorstellung hinein, provozierte Eklat und Hinauswurf: Mine sollte ihn nach Hause bringen, doch unterwegs warf sich der unbändige Junge mit dem Sonntagsanzug in den Straßendreck, eine wahre Explosion der Affekte. Mine und das Kind gingen ziellos die Straßen auf und ab, bis sie schließlich zum Blumenladen von Gewerts Mutter fanden und dort anklopften. Sie entdeckten Herrn Gewert beim Abendessen. «Er saß und aß.» Aber dieses Sitzen und Essen entzauberte ihn, hob ihn aus der Sphäre von Abenteuer und Märchen heraus. «Der Anblick des ruhig essenden Herrn Gewert ernüchterte mich und erfüllte mich mit Trauer.» Fortan interessierte ihn Herr Gewert nicht mehr, auf Nachfragen der Eltern stellte er sich stumm und dumm.

In der eindringlichen Schilderung des Missverständnisses, das eine widersinnige Poesie beinhaltet und zum Skandal führt, ist Heinrich Mann bei sich selbst. Es ist diese Märchensphäre, aus der seine ursprüngliche Inspiration hervorging, zu der immer schon der Wunsch nach der Verwandlung des Lebens gehörte, nach dem Übergreifen des Wunderbaren auf die eigene Erfahrung. Dieser Wunsch bestimmte seine Lebenswahl.

Als er 23 war, ein erstes Romanmanuskript beendet und auch zwei Wochen in Paris verbracht hatte, schrieb er während eines Aufenthalts in Florenz einen kurzen Text, teils in deutscher, teils in französischer Sprache, den er «Mein Plan» nannte. Darin imaginierte er ein apartes, elegantes, leicht theatralisches Leben in der großen Welt, stilvoll und selbstbewusst, beobachtend und genießend. Absolut modern wollte er sein und ein bisschen dekadent. Und: «Natürlich müsste Paris der Schauplatz sein.»

Zur Begründung hieß es: «Ein kosmopolitisches, durch die letzten kulturellen Erzeugnisse der alten Welt gebildetes und getragenes Dasein muss ich auf alle Fälle kennen, um für die Formung und Verausgabung

dessen, was ich jetzt mehr ahne als weiß, einen Rahmen und einen Vorwand zu haben.» Als Realist wusste er, dass seine Mittel für das große Leben nicht ausreichten. Er könne sich gut vorstellen, von einer eleganten, reichen Frau ausgehalten zu werden. Ambiente ist alles: «Jedes Stück, mit dem ich in Berührung komme, muss soigniert sein», «fein, geschmeidig, frivol» wolle er auftreten und seine Seele bilden in diesem feinen Leben. Zweck dieser «*existence supérieure*» in der Fremde war das Schreiben.

Schaut man sich spätere Erzählungen an, so findet man Gestalten, die dem im «Plan» beschworenen jungen Mann ähneln. Sollte es sich also um einen literarischen Entwurf handeln? Ein gewisser ironischer Ton ist unverkennbar, auch übertriebene Schwärmerei. Ob Romanplot oder Lebensplan, das lässt sich nicht leicht ausmachen. Der Wunsch zu schreiben und das Bild vom erhofften Leben hängen eng zusammen, und der Abstand zwischen großer Welt und Halbwelt scheint gering zu sein.

Dieser Plan vom November 1893 war so ganz gegen die Vorstellungen des Vaters gerichtet, der zu diesem Zeitpunkt bereits zwei Jahre tot war. In dessen Testament hatte es geheißen, «den Neigungen meines ältesten Sohnes zu einer so genannten literarischen Tätigkeit» solle entgegengetreten werden. Die Basis von Heinrichs Wunsch sei «träumerisches Sichgehenlassen und Rücksichtslosigkeit gegen andere». Wenn der Sohn trotzdem seinem Traum nachging, so nur im Aufstand gegen den Vater. In einer Zeichnung aus den vierziger Jahren, die auch einer Passage in seiner Autobiographie *Ein Zeitalter wird besichtigt* entspricht, sieht man den jungen Heinrich dem todkrank daniederliegenden Vater die Hände küssen, weil jener *in extremis* seinen Schreibwunsch billigt. Aber dies war reine Phantasie, Verklärung, Beschönigung, denn Heinrich war im Augenblick des Sterbens nicht anwesend.

Die Ablehnung des Vaters war allerdings in sich selber ambivalent. Senator Mann forderte seine Frau im Testament auf, sie solle fest bleiben als Erzieherin und die Kinder in Abhängigkeit halten. Er fügte hinzu: Sollte sie nachgiebig werden, «so lese sie König Lear». In seiner Mahnung zu Kaufmannsvernunft und bürgerlicher Solidität berief er sich auf ein Beispiel aus der Literatur. Denn ein Kaufmann der Literatur zu werden, wie es Heinrich und erfolgreicher noch Thomas wurde, das stand nicht im

Horizont des Vaters, der doch ein belesener Mann war. Der Vater hatte seinen eigenen «Plan» für seine Kinder gehabt: Heinrich sollte Jura studieren und später Senator und Bürgermeister werden, Thomas sollte als Kaufmann die Firma fortführen. In sehr verwandelter Form mögen beide die Wünsche des Vaters erfüllt haben.

## Kinderwelten

«Dies ist eine kleine, alte Handelsstadt,  
mancher verlässt sie nie.»

Eine Liebesgeschichte

Herkunft, Erbe, Heimat ist das, was man hinter sich lassen muss. Das «Leben vor dem Leben», wie Heinrich Mann die Familiengeschichte nennt, hat nur die Bedeutung, die ihm der Einzelne zumisst. Es ist ein Fundus für die Phantasie und in diesem Sinne ein verwertbarer Familienschatz.

Das spitztürmige Lübeck war um 1870 eine reale Stadt und zugleich das Bild einer Stadt, ein lebendiger und produktiver Ort und zugleich das Monument einer siebenhundertjährigen Geschichte. Handel und Selbstverwaltung prägten die Stadt, Enge der Anlage und weltweite Beziehungen, auch Wohlstand und stolze Architektur. Durchreisende Geistesgrößen hinterließen respektvolle Äußerungen, aber als Quelle und Thema dichterischer Kreativität war die Stadt noch *terra incognita*.

Lübeck wurde im 12. Jahrhundert auf einer hügeligen Insel zwischen zwei Flussarmen angelegt. 1226 erhielt die Stadt die Reichsfreiheit, die bis in die Neuzeit verteidigt wurde. Die darauf gegründete Selbstverwaltung bestand auch nach 1866, als die Hansestadt dem Norddeutschen Bund, und nach 1871, als sie dem nunmehr geeinten Reich beitrug; gleichwohl überlagerten bald preußische Methoden die Traditionen der Stadtrepublik. Am Ende des 19. Jahrhunderts war Lübeck eine Mischung aus mittelalterlich-verwinkelter Enge, freiem Hansestolz, weltweiten Handelsverbindungen, republikanischer Selbstregierung und neuer Kasernierung. Die Stadt schien dem Niedergang versprochen, als der Nord-Ostsee-Ka-

nal eingeweiht wurde und die Zukunft in Form von Stahl und Eisen und Bismarcks Reich daherkam. Eine Stimmung der Wehmut berührte die Gäste, wenn auch nicht der Eindruck einer «toten Stadt» wie in Brügge.

Etwa 100 große Kaufmannsfamilien bestimmten das politische Leben. Die Presse bezog man lange aus Hamburg, ehe um 1850 zwei einheimische Zeitungen gegründet wurden, die *Lübecker Zeitung* und die volkstümliche *Eisenbahn-Zeitung*. In der Beckergrube befand sich das bescheidene Ebbe'sche Theater, ab 1858 umgebaut zum Casinotheater mit 800 Plätzen und von der Stadt subventioniert. Zudem gab es draußen vor der Stadt das Sommertheater Tivoli mit 1800 Plätzen. Das literarische Leben erblühte in der Stadt erst unter dem Einfluss des einheimischen Dichters Emanuel Geibel. An seinem Beispiel erfuhr die Lübecker Jugend, dass man mit Dichtung nationalen Ruhm und öffentliche Wirkung erzielen konnte. Mit Geibel waren Heinrich und Thomas Mann über die Familie ihrer Mutter weitläufig verwandt. Geibel starb 1884, aber die eine oder andere persönliche Begegnung mit ihm dürften die beiden Knaben erlebt haben.

Die väterliche Ahnentafel der Manns verweist nach Rostock und Nürnberg sowie in die Schweiz, die mütterliche nach Lübeck und Südamerika. Insgesamt waren es lauter ernste Leute, Kaufmänner, Handwerker und Farmer, aber keine Künstler. Im Jahr 1775 war ein Johann Siegmund Mann als vierzehnjähriger Lehrling von Rostock nach Lübeck gekommen, wo er 1790 die Firma «Johann Siegmund Mann, Commissions- und Speditionsgeschäfte» gründete, die vor allem Getreidehandel betrieb. Er heiratete eine gebürtige Hamburgerin, gründete eine Familie, war als Kaufmann erfolgreich und starb 1848 nach einem Schlaganfall. Er hinterließ nicht nur eine angesehene Firma, sondern auch die Tradition, auf den letzten leeren Seiten einer Bibel in knapper Form die Fakten der Familiengeschichte schriftlich festzuhalten oder manches Ereignis daraus in kleinen Broschüren zu erzählen.

Sein Sohn, ebenfalls Johann Siegmund Mann mit Namen, geboren 1797, führte die Firma, deren Juniorchef er wurde, zu hoher Blüte. Er konnte das Firmenvermögen verzwanzigfachen. Aus seiner ersten Ehe

mit Emilie Wunderlich hatte Johann Siegmund der Jüngere fünf Kinder. Fünf Jahre nach dem Tod von Emilie heiratete er 1837 in zweiter Ehe Elisabeth Marty, eine wesentlich jüngere Frau aus einer Lübecker Kaufmannsfamilie, deren Vorfahren aus der Schweiz zugewandert waren; auch aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor. Von seinem Schwiegervater Marty übernahm Johann Siegmund Titel und Amt des «Königlich Niederländischen Konsuls». Seit 1848 saß er in der Bürgerschaft von Lübeck. Im November 1841 erwarb er von Verwandten seiner Frau ein großes Haus in der Mengstraße 4. Im Frühjahr 1842 wurde es zum Firmensitz und zur Familienresidenz. Johann Siegmund starb 1863 an Lungentuberkulose.

Der älteste Sohn aus der zweiten Ehe, Thomas Johann Heinrich, Rufname Heinrich, wurde 1840 geboren und begann 1855 eine Lehre in der väterlichen Firma. Eine lange Schulausbildung war niemandem in der Familie vergönnt. Die erwünschte Lehrzeit im Ausland verbrachte er 1859 in Amsterdam. Zuvor war er zur Kur nach Pau in die Pyrenäen gefahren und las seither gern französische Autoren. Als sein Vater dem Tode nahe war, kehrte Thomas Johann Heinrich Anfang 1863 aus Amsterdam nach Lübeck zurück und übernahm mit 23 Jahren die alleinige Leitung der Firma «Johann Siegmund Mann, Getreidehandlung, Kommissions- und Speditionsgeschäfte», zudem erbte er vom Vater den Titel eines niederländischen Konsuls.

1869 heiratete der neue Firmenchef. Seine elf Jahre jüngere Braut, die ihn an Körpergröße überragte, hieß Julia da Silva Bruhns. Julias Vater, Johann Ludwig Bruhns, stammte aus einer alteingesessenen Lübecker Familie, war aber nach Brasilien ausgewandert, wo er erfolgreich eine Farm bewirtschaftete und Maria Luiza da Silva heiratete, aus einer schon länger in Brasilien lebenden portugiesischen Sippe.

Erzogen aber wurde Julia da Silva Bruhns in Lübeck, wohin sie der Vater nach dem frühen Tod ihrer Mutter gebracht hatte, und zwar im Mädchenpensionat von Therese Bousset vor den Toren der Stadt. Als Julia siebzehn war, lernte sie auf einem Ball ihren künftigen Mann kennen. Es war keine Liebesheirat, aber die Ehe gab ihr eine gewisse Freiheit. Ihre Erinnerungen an Brasilien verdichteten sich zu einem Fundus an exo-

tischen Geschichten, die sie später ihren Kindern gern und oft erzählt hat.

Nach der Heirat zog das junge Ehepaar Mann nicht in das Haus Mengstraße 4 ein; dort blieb vorerst der Firmensitz. Als «Buddenbrookhaus» wurde es nachträglich zum imaginären Museum einer Romanwelt. Das Ehepaar wohnte zunächst zur Miete in einer Etagenwohnung im Haus Breite Straße 54, in dem am 27. März 1871 das erste Kind geboren wurde, ein Sohn, der am 7. Mai in der St. Marienkirche auf den Namen Luiz Heinrich Mann getauft wurde.

1872 erwarb die Familie ein eigenes Haus, Breite Straße 38, kurz vor der Ecke zur Beckergrube. Dort sind Heinrichs erste Erinnerungen verwurzelt, und dort kamen seine Geschwister zur Welt: am 6. Juni 1875 der Bruder Paul Thomas; am 23. August 1877 die erste Schwester Julia Elisabeth Therese, Rufname Lula; am 23. September 1881 die zweite Schwester, Carla Augusta Olga Maria, Rufname Carla. Als im Jahr 1890 ein weiterer Bruder zur Welt kam, Carl Viktor, geboren am 12. April, bewohnten die Manns längst ein anderes stattliches Haus.

Im Februar 1877 wurde der Vater zum Senator auf Lebenszeit gewählt, zu einem der 14 Mitglieder der Stadtregierung. Seit 1885 war er neben dem Steuerwesen auch für Wirtschaft zuständig, als zweiter Mann im Stadtstaat hinter Bürgermeister Dr. Curtius. 1883 konnte Senator Mann ein neues repräsentatives Haus auf dem unbebauten Grundstück in der Beckergrube 52 errichten lassen. Dies war schon das vierte Quartier der Eheleute, es kann also kaum von fest verankerten Wohnverhältnissen die Rede sein, wie sie die Bezugnahme auf den imaginären Fixpunkt des «Buddenbrookhauses» suggeriert.

Ein Foto zeigt den dreijährigen Heinrich in einer schwarzen oder blauen Spieluniform sowie glänzenden Stiefelchen zwischen zwei Schafen auf Rollen, von denen er das kleinere und dunklere am Band hält; auf dem Tischchen, an das er sich lehnt, paradieren Spielsoldaten mit Federbüschen. Das fein gekleidete Kind sieht nicht glücklich aus. Den Kopf hält es arg schief, der Blick ist böse und düster, die Augen sind seltsam verschattet, der Mund ist verkniffen. Unbehagen im Wohlstand meint man

ihm anzusehen, aber vielleicht ist es auch nur das Missfallen an der vom Fotografen erzwungenen Pose. Ein großer Verlust betrübt ihn oder ein völlig unerfüllbares Verlangen.

Als er noch vor der Einschulung zu lesen anfang, erhielt er von der Großmutter Elisabeth *Das Gänsemütterchen* geschenkt, eine illustrierte Ausgabe der Märchen von Charles Perrault. «Ich hatte es im Hause meiner Großmutter vielleicht aus Liebe zurückgelassen, damit ich es jedes Mal wieder vorfände, wie neu geschenkt.» Aber schon nach acht Tagen hatten es andere Kinder mitgenommen, die zur Sonntagsschule in das Haus kamen. Der kleine Heinrich trauerte dem verlorenen Buch nach, aber nie, auch später nicht, hat er versucht, es wiederzuerlangen. Die Erinnerung an den Verlust war ihm kostbarer.

In dieselbe Kategorie der prägenden Erinnerungen, die zu Keimzellen literarischer Motive oder Figuren wurden, gehörte die Freundschaft des kleinen Heinrich zu einem Jungen aus der Nachbarschaft, einem Carl Fels, der ein Kasperletheater besaß. Carls Mutter wurde zwar allgemein «Fürstin» genannt, aber doch etwas verachtet, denn sie war Sängerin am Stadttheater. Sie war keine Person, die man nach Hause einladen konnte, wie der Vater zu verstehen gab. In der Einbildungskraft des Romanciers Heinrich Mann war dieser fragwürdigen Fürstin eine große Zukunft versprochen.

Die ersten Schuljahre von Heinrich verliefen unproblematisch, lediglich das häufige Fehlen wirft Fragen auf – sollte er an den Ohren gelitten haben wie sein späterer Romanheld Heßling? Im Zeugnis der 4. Klasse (1877) wird sein Verhalten «im Ganzen Gut» bewertet, nämlich für häuslichen Fleiß, Aufmerksamkeit und Fortschritt, er war regelmäßig anwesend, habe den Schulbesuch aber zweimal «vergessen». Im Zeugnis von Neujahr bis Ostern 1878 hat er 8 Stunden versäumt, die Noten bleiben gut. Doch was passierte zwischen Ostern bis Michaelis 1878: 172 Stunden wurden versäumt! Vermutlich wegen Krankheit, denn die Kopfnoten «für die Zeit, während welcher Heinrich am Unterricht teilnahm» blieben «gut». Laut Zeugnis Ostern 1879 hatte er 125 Stunden versäumt, und ähnlich sah es zu Michaelis 1879 aus. Sollte er zum Schulschwänzer geworden sein? Aber wären dann zu Ostern 1881 sogar die Kopfnoten «Sehr Gut» gewesen?

Einst ging er als «der kleine Mann in kurzen Hosen und mit Schaftstiefeln, eine sorglich gefaltete Schleife vor dem Hals, mit merkwürdig großen, selbstsicheren Schritten durch Lübecks Straßen», er wurde den anderen Schülern von ihren Müttern «als Muster der Gepflegtheit und guten Haltung» angepriesen. So erinnerte sich später Ludwig Ewers, einst Mitschüler auf dem Progymnasium, aber da wies Heinrich Annäherungsversuche von Ewers hochfahrend und kalt zurück. Erst in der Obersekunda (also 1888) wurden sie Banknachbarn. Heinrich schrieb später, dass er sehr oft ewige Freundschaft geschworen habe, aber die Freundschaft habe immer nur ein paar Wochen gehalten. Ihr Gymnasium, das Katharineum, lag in der Königstraße 27–31 und war schon 1531 von dem Reformator und Lutherfreund Johannes Bugenhagen gegründet worden. Es sollte sich bedeutender Schüler rühmen können: Theodor Storm, Emanuel Geibel, Erich Mühsam, Gustav Radbruch, Werner Bergengruen und natürlich die Brüder Mann. Heinrich war dort seit 1884 Schüler und ging ab nach der Wiederholung der Obersekunda im September 1889. Thomas Mann besuchte die Schule von Untertertia bis Untersekunda. Seine Parodie des Schulbetriebs im Roman *Buddenbrooks* ist heute Schulstoff.

Der Direktor des Katharineums, Dr. Julius Schubring, führte 1883 als erster Schulleiter in Deutschland die Unterrichtsstunde à 45 Minuten ein, nach dänischem Vorbild, und er schaffte den Nachmittagsunterricht ab, doch er erfand auch den tadelnden Eintrag ins Klassenbuch. Ein leicht zerstreuter Gelehrter war der «knorrige Klassenlehrer» Dr. Curtius, gerufen «Coit». Ludwig Ewers beschrieb ihn so: «Ein brauner Lockenkopf mit kühner Adlernase und klugen [...] hellen Augen.» Der braune Vollbart war ungepflegt, Haltung und Gang waren unbekümmert, das Hilflose und Groteske reizte die Schüler zu Spott. Wenn man ihm auf der Straße den Spitznamen Coit nachrief, sagte er, es sei ihm einerlei, wie man ihn nenne, ob Hinz oder Kunz – «nur bitte, rufen Sie mir's auf der Straße nicht nach!» An diesen skurrilen Pauker sollte sich Heinrich Mann bei Zeiten erinnern.

Dem Zeichnen galt Heinrichs erste Leidenschaft, aber von einem ernststen Berufswunsch oder gar einer Ausbildung konnte keine Rede sein. Gezeichnet hat er aber sein Leben lang: Familienszenen, Entwürfe zu Ro-

manszenen, erotische Situationen und immer wieder Landschaften auf Postkarten aus Italien. Heinrich war kein schlechter Schüler, seine Noten waren anständig, in Deutsch bekam er regelmäßig eine Eins oder eine Zwei, er blieb niemals sitzen, bis zur Obersekunda, in der er plötzlich jede Lust an der Schule verlor. Getadelt wurden nun mangelnde Aufmerksamkeit, geringer Fleiß, unregelmäßiger Schulbesuch; er war also abgelenkt, hatte Wichtigeres zu tun, schrieb eigene Texte, wenn der Lehrer nicht hinschaute, oder las, von der Schulmappe geschützt, Bücher, die nicht auf dem Lehrplan standen. Im Abgangszeugnis stand für Aufmerksamkeit und Fleiß: Befriedigend, ebenso in Religion, Griechisch, Lateinisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Singen und Turnen; Recht Gut in Deutsch und Englisch; in Mathematik: im Ganzen Befriedigend. Aber welche Note wäre für die Schreibversuche von «L. Heinrich Mann», wie er bis 1893 unterschrieb, angemessen gewesen?

In späteren Selbstdarstellungen hat Heinrich Mann betont, wie spät er zum Autor wurde. Geschrieben aber hat er seit seinem 15. Lebensjahr. Und er hat seine ersten Texte gesammelt und sorgfältig aufbewahrt, muss ihnen also eine gewisse Bedeutung beigemessen haben. Zwischen grauen Pappdeckeln mit blauer Schleife archivierte er «poetische und novellistische Versuche von 1885/86 bis Anfang 1891», insgesamt zehn fragmentarische Novellen und 103 Gedichte.

Die erste Veröffentlichung erfolgte am 23. Mai 1889 in der *Lübecker Zeitung*, und ähnlich wie die Skizze *Apart* ließ *Beppo als Trauzeuge* weit in die Zukunft des Autors schauen. In dieser Theaterintrige, in der ein eifersüchtiger Vormund wider Willen seine Nichte mit einem Rivalen verheiratet, wird italienisches Ambiente geschildert. Von den vielen kurzen Erzählungen, die er nun regelmäßig schrieb, wurden einige in Lübeck, andere sogar in Berlin veröffentlicht. Oft genug wurden Charaktere ausprobiert, deren «Nachkommen» wir in späteren Werken finden, wie den Professor aus der Eifersuchtsgeschichte *Beweise*, der als Vorläufer von Professor Unrat gelten kann.

Etwa 200 Gedichte hat Heinrich Mann geschrieben, die meisten in der Zeit bis 1891, nur fünf davon wurden in Zeitschriften gedruckt. Seine

Verse lagen weit unter dem Niveau seiner novellistischen Versuche. Keine persönliche Sprachmusik ist herauszuhören, nur hoffnungslos prosaische Nüchternheit. Sein erstes Vorbild war Heinrich Heine. Er liebe ihn als Dichter und könne ihn als Menschen trotz seiner Schwächen nicht verachten, schrieb er an Ewers, «denn seine Schwächen entstammen heißem Blut und kühner Phantasie».

An Gedichten aus familiärem Anlass hat es nicht gefehlt. So widmete er im August 1891 seiner Mutter zu deren 40. Geburtstag das Gedicht *Wegrast*. Darin dankte er ihr für die künstlerische Erziehung und bat sie, seinen gewählten Weg auch in Zukunft zu unterstützen. Er erinnerte sich an eine vergangene Zeit, an dämmerige Abende, an denen die Stimme der Mutter «Fouqués und Arnims Wunderzeit zurückrief». Es heißt dort: «Ich bin kein Freund sonst von der geistigen Ruhe» – es gehe ihm um das Werden, die Entwicklung, als seine Form des Gottesdienstes.

Schüler Lohmann in *Professor Unrat* liest unter der Bank Heinrich Heines *Die Götter im Exil*. Wir dürfen annehmen, dass der Schüler Heinrich Mann dasselbe getan hat. Jener unscheinbare, skizzenhafte Text war eine seiner wichtigsten Inspirationsquellen. Es ist ein Triumph der Phantasie und der Lust, sich gegen alle Aufklärung behauptend, aufgezeichnet von einem, der eher apollinisch wirkte, aber nach einer dionysischen Maschade strebte – was für Heine wie für Heinrich Mann galt. Heinrich Heines Text *Die Götter im Exil* war 1853 auf Französisch in einer Pariser Zeitschrift erschienen und hatte großen Erfolg gehabt; auf Deutsch wurde er später in einer vom Dichter nicht genehmigten Fassung verbreitet.

Die von Vernunft und Neuzeit vertriebenen heidnischen Götter erscheinen bei Heine als «arme Migranten», die nach dem Sieg des Christentums ganz ohne Obdach und Ambrosia blieben und sich seither unter allerlei Vermummungen auf der Erde verbergen. Die Götter starben nicht aus, sie verwandelten sich nur. Auf Erden versammeln sie sich des Nachts an geheimen Orten und feiern ihre alten Bacchanale, «um noch einmal den Freudentanz des Heidentums, den Cancan der antiken Welt zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, [...] ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd».

Heine entnimmt den Dekor seiner Geschichte der Renaissance; dies mag eine Quelle der Renaissance-Idee von Heinrich Mann gewesen sein, eng assoziiert mit dionysischen Ausschweifungen. Ein Titel wie *Die Göttinnen*, ja das ganze Romanunternehmen über die Herzogin von Assy, stammt aus dieser Quelle. Phantastik mit Gegenwartsbezug, das ist der Ausgangspunkt und Grundantrieb seiner Suche, seines Schreibens, vielleicht auch seines Liebens. Und über alldem steht die Überschrift *Exil*, ein sonderbares Menetekel für ein Leben, das in der Fremde enden sollte.

## Der Lehrling

Der Knabe war eine Enttäuschung. Er kannte sich nicht aus. Konnte er oder wollte er sich die Häuser und Straßennamen nicht merken? Wenn er mit dem Vater unterwegs war, genoss er den besonderen Status des jungen Herrn, des designierten Erben und Nachfolgers. Aber wenn der Vater ihn etwas fragte, war er stohdumm und konnte nicht antworten. Was lernte der Junge? Den Stolz der Familie, das Standesbewusstsein der Oberen, den Hochmut eines Senatorensohns, aber nichts, was ihn für den Beruf des Vaters geeignet machte. Als Kronprinz war er ein Ausfall.

Von Herbst 1889 bis Sommer 1891 dauerte der Versuch, Heinrich in einen ernsthaften Beruf zu bringen; diese Phase war ein einziger Konflikt mit dem Vater. Es hat einen Hauch von Tragik, dass erst der Tod des Vaters, der ein generöser und bewundernswerter Mann war, Heinrich und dann auch Thomas die Freiheit gegeben hat, den ihnen gemäßen Weg zu gehen.

In der persönlichen Entwicklung von Heinrich war 1888 das entscheidende Jahr. Geboren im Jahr der Reichsgründung (1871), wurde er im Dreikaiserjahr 1888 erwachsen. Der junge Kaiser in Berlin, Wilhelm II., ein abgehärtetes Muttersöhnchen und dilettierender Schauspieler, ein Aufschneider mit einer verborgenen Behinderung, ein nervöser Held, der seine Angst vor dem Versagen mit markigen Sprüchen überdeckte, wurde getragen von einer Aufbruchsstimmung im Land.

Heinrich war 17 und kein träumerischer Knabe mehr. Um diese Zeit